

ZUM 100. GEBURTSTAG VON HILDE DOMIN

Magische Gebrauchsgegenstände

Hilde Domin verteidigte das Gedicht gegen seine Grabredner.
Neue Bücher zu Ehren der großen Poetin

VON Ulla Hahn | 23. Juli 2009 - 08:00 Uhr

Wer Hilde Domin auf einer ihrer Lesungen begegnete, wird die kleine, selbstbewusste, auch im hohen Alter noch quicklebendige Frau, wird ihre leichte, schnelle Stimme, die so eins war mit dem, was sie vortrug, nicht vergessen. Eine Person, die sich offenbar von nichts und niemandem einschüchtern lassen würde. »...meine Eltern (haben mich) mit dem Vertrauen versorgt, dem Urvertrauen, das unzerstörbar scheint und aus dem ich die Kraft des Dennoch nehme«, schreibt sie dazu.

In eine gutbürgerliche Kölner Familie geboren, studiert Hilde Domin zunächst Jura, dann Nationalökonomie, Soziologie und Philosophie, auch in Heidelberg, wo sie den Archäologiestudenten Erwin Walter Palm kennenlernt. Mit ihm geht sie 1932 in sein Studienfeld, Rom. Ein Jahr später wird für die junge Frau aus einer jüdischen Familie Italien zum Exil. 1935 schließt sie ihr Studium ab, verzichtet jedoch auf eine wissenschaftliche Laufbahn, um ihren Mann als Mitarbeiterin zu unterstützen, gibt Sprachunterricht und arbeitet als Übersetzerin. 1939 wird auch im faschistischen Italien der Aufenthalt unmöglich, man schlägt sich nach England durch, dann wird 1940 die Dominikanische Republik zum dritten Asylort, 14 lange Jahre. Hier, in Santo Domingo, wird aus Hilde Palm die Dichterin Hilde Domin.

Diese Entwicklung einer Tochter aus gutem Hause und einer tüchtigen Ehefrau zur Dichterin wird nun erschlossen durch eine gut kommentierte Auswahl der Briefe an ihren Mann: *Die Liebe im Exil*. In ihren autobiografischen Aufzeichnungen nennt die Domin zwar den Tod der Mutter als Anstoß ihres lyrischen Schreibens; die Briefe zeigen jedoch, dass wohl eher eine Ehekrise, Gefühle von Heimatlosigkeit und Verlassenheit zur Flucht in den Schutz der Muttersprache nötigten. »Schreiben war Rettung«, so die Aufzeichnungen. »Plötzlich hatte ich die Sprache, der ich so lange gedient hatte. Ich hatte Sprachen gewendet wie andere Kleider. Ich wusste, was ein Wort ist. Ich befreite mich durch Sprache. Hätte ich mich nicht befreit, ich lebte nicht mehr.«

Die Sprache wird das »Unverlierbare, nachdem alles andere sich als verlierbar erwiesen hat. Die Sprache ist die äußerste Zuflucht.«

Stimmt es, dass Erwin Walter Palm dieser Entwicklung nur ablehnend gegenüberstand, wie es uns die Biografie *Dass ich sein kann, wie ich will* von Marion Tauschwitz glauben machen will? In den Briefen jedenfalls finden wir eine hymnische Entgegnung Palms auf eines der ersten Gedichte seiner Frau: »Du verdienst einen Meisterkuss... Von jetzt

an, Sternlein, die eigene Bahn! Ist dir klar, dass du damit wirklich ein anderes Lebens angefangen hast?« Nur Ablehnung? Der Briefband zeigt ein ausgewogeneres Bild.

Die Biografie hingegen rückt eine bis zur Hörigkeit dienstbare Ehefrau in den Mittelpunkt, die von einem bis zur Gewalttätigkeit eifersüchtigen Ehemann an der eigenen Entwicklung gehindert wird. Wer Gefallen findet an der posthumen Entblößung zweier so ungewöhnlicher Menschen, wird diese »Szenen einer Ehe« goutieren. Die Domin jedenfalls hat in dieser angeblich so beengenden Ehe ihre schönsten Gedichte geschrieben.

Nahezu naiv bezieht die Biografin Lebensdaten und Gedichtzeilen unmittelbar aufeinander, setzt lyrisches Ich und reale Person in eins; benutzt die Gedichte und mehr noch den Roman *Das zweite Paradies* wie Dokumente zum Tagesgeschehen, als habe eine ästhetische Umwandlung der Lebenserfahrungen nie stattgefunden. Im Vorwort zu dem Band *Doppelinterpretationen* schreibt die Domin doch selbst, dass ein Gedicht im Augenblick der Veröffentlichung befreit ist »vom Zufall der Entstehung«. Diese Biografie jedoch degradiert das Werk Hilde Domin zur Datenbank.

Folglich sucht man nach einer Einordnung des Werks in die Literaturgeschichte vergebens. Auch fehlt die eigentliche Kernaufgabe einer Biografie, die Aufarbeitung intellektueller Einflüsse auf Denken und Schaffen der Dichterin, und so bleibt das Buch weitgehend in einer fast voyeuristischen Darstellung des Privatlebens von Hilde Domin und Erwin Walter Palm stecken.

Wer der Dichterin Hilde Domin nahekommen will, der ziehe sich mit der schönen Ausgabe *Sämtliche Gedichte* zurück und versuche zu hören: Was sagt dieses Gedicht mir in diesem Augenblick meines Lebens? Wer wo wann und mit wem fremdging, was tut das zur Sache der Dichtung? Gedichte sind eben keine in Zeilen gebrochenen Tagebuchnotizen, schriftliche Stoßseufzer oder Liebesschwüre. Gedichte sind nicht dazu da, ihren Verfasser zu verstehen, sondern sich selbst. Es ist ja gerade die ästhetische Vieldeutigkeit, die den Leser dazu anhält, ein Gedicht in seinem Kopf zu Ende zu schreiben. Die Gedichte der Domin verlocken dazu mit einer oft geradezu sprichworttauglichen Klarheit und Verknappung.

»Nicht müde werden / sondern dem Wunder / leise / wie einem Vogel / die Hand hinhalten«, lautet einer ihrer berühmtesten Verse.

Hilde Domin kam gern direkt zur Sache. Ihre Gedichte auch. Sie machen keine Umstände. Von Schnörkel und Schwulst entkleidet, sind es nackte, kompromisslose Gedichte, ohne lyrischen Leerlauf. Sie scheinen federnd leicht, und doch spürt der Leser hinter all der Schwerelosigkeit das Gewicht gelebten und erlittenen Lebens. Das vor allem macht die Gedichte der Domin haltbar. Der Leser spürt: Ich kann mich auf das Gedicht verlassen, mich darauf einlassen.

»Meine einfachen Worte riechen nach Mensch«, schrieb Hilde Domin an Pablo Neruda . Ihre Gedichte wissen, geben, und gelegentlich stoßen sie sogar Bescheid, die Gedichte nehmen Stellung, engagieren sich, suchen sich Gehör zu verschaffen, kurz, sie tun alles, was Gedichte angeblich nicht tun dürfen – und bestehen doch als Gedichte.

Bleibe zum Schluss noch eine Lanze zu brechen für die Theoretikerin Domin. »Es ist das gleiche Wasser, das den Menschen und der Kunst am Halse steht«, schreibt Hilde Domin in *Wozu Lyrik heute*. Zu erinnern ist, dass sie dieses mächtige Plädoyer für das Gedicht 1967 schrieb, ein Jahr bevor Enzensberger den Tod der Dichtung verkündete. Dialektisch geschult, wertet sie den Flucht- und Refugiumscharakter, der damals jeglicher Beschäftigung mit Literatur vorgeworfen wurde, einfach um. »Rückzug« wird ihr zur Voraussetzung für bewusstes Handeln, Dichtung Ort und Modus der »bewussten Pause«, ein Regenerationszentrum, wo der Einzelne wieder auftauchen kann aus der »einsamen Masse«, um sich selbst erneut als freies Individuum zu erleben.

Das Gedicht als »Ort der Freiheit«, als »magischer Gebrauchsgegenstand«, das Poetische als »unspezifische Genauigkeit«, dies sind nur einige der geglückten Begriffsbildungen, die der Kanonisierung wert wären. Hilde Domin starb drei Jahre vor ihrem 100. Geburtstag. Im Kanon der deutschen Dichtung lebt ihre leichte entschlossene Stimme unüberhörbar und berührend weiter.

COPYRIGHT: DIE ZEIT, 23.07.2009 Nr. 31
ADRESSE: <http://www.zeit.de/2009/31/L-B-Domin>